

Danziger Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei von
Edwin Groening.

Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen.
Gdthe.

Redaktion:
Dr. Herm. Grieben.

Nr. 248.

Mittwoch, den 23. Oktober 1850, Abends 6 Uhr.

Jahrg. XII.

Die Zeitung erscheint, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, täglich. Abonnements-Preis hier pro Quartal 1 Thlr., pro Monat 1/2 Egr., pro Woche 3/4 Egr.; auswärts: 1 Thlr. 7/8 Egr.; — Einzelne Nummern kosten 1/4 Egr. — Inserate pro Zeile für die halbe Seitenbreite 1 Egr. Die hiesigen Quartal-Abonnenten der Zeitung haben Insertionen für ein Drittel des Abonnementspreises (10 Egr.) unentgeltlich.

Konstantinopel.

(Aus Voyage à Constantinople, dans l'Asie Mineure etc. par M. B. Poujoulat. Tome I.)
(Schluß.)

Es giebt drei alte Cysternen. Die erste, die des Constantin, empfängt noch das Wasser des Cyberis, ihr zugeführt durch die prächtige Wasserleitung des Kaisers Valens. Es würde ein Boot nöthig sein, um in die Cysterne zu kommen. Die schönen Säulen, welche das hohe Gewölbe tragen, sind von Marmor und von der Corinthischen Ordnung. — Die zweite Cysterne, die des Philaremus, ist trocken: sie ist von Seidenspinnereien eingenommen. Die Türken nennen sie die Cysterne der 1001 Säulen, obgleich deren nur 312 sind. Die dritte, die kleinste von allen, ist verlassen. Diese Reservoirs sind unstreitig die schönsten Ruinen von Konstantinopel. Procop erzählt uns die Bestimmung dieser großen Becken. „Obgleich es, sagt er, einen großen Ueberfluß an Wasser in Konstantinopel gab, versiegten doch die Quellen bisweilen im Sommer. Um diesem Uebel zu begegnen, wodurch das Volk zu verschiedenen Zeiten sehr viel zu leiden hatte, ließen die Kaiser von Byzanz in mehreren Quartieren der Stadt große und prächtige Cysternen graben, ähnlich derjenigen, welche zum Fundament der St. Sopprien-Kirche dient.“

Die Grabmäler von Gub sind interessant für den Europäer. Ein Theil des Todtenfeldes der Vorstadt ist ausschließlich für die Großen des Reichs vorbehalten. Die Gräber bilden einen schönen und langen Gang, begränzt von allen Seiten durch eine weiße Mauer. Sie sind umgeben von einem großen Gitter von vergoldetem Eisen, die Stämme, von Jasmin, Flieder, Rosen umschlingen das glänzende Gitter. Majestätische Platanen breiten ihre dicken Schatten über die Leichenfelder von Gub; stolze Cypresse wiegen ihre schwarzen Zweige; der Gesang von tausend Vögeln hallt wieder zwischen den schönen Bäumen der düsteren Ruhestätte und dieser Ort scheint mehr zu einem lieblichen Aufenthalt des Lebens, als zur Aufnahme der kalten Beute des Todes bestimmt zu sein.

Auf dem Sklaven-Markte gewähren die armen menschlichen Wesen, wie Baaren auf Maten ausgelegt, einen verzerrenden Anblick, wogegen die auf erhöhten Eisen niedergebuckten Verkäufer einen widrigen traurigen Eindruck machen, indem sie das Geld zählen, welches sie für den Verkauf von Menschen, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, erhalten haben. Oft werden diese mit wilder Grausamkeit behandelt. Eine junge Abyssinierin schien von einem Geschwür am rechten Arm zu leiden; der Herr hielt dasselbe für eine Pestbeule und ließ auf die kranke Stelle geschmolzenes Blei gießen. Das arme junge Mädchen stieß jämmerliches Geschrei aus; sie sprach Worte, gemischt mit Schluchzen, und bat ohne Zweifel diesen Mann um Erbarmen; aber er blieb ohne Mitleid. Auf die Frage, ob das geschmolzene Blei ein wirksames Mittel gegen die Pest sei, antwortete er: „Dieses Mittel tödtet oder heilt sogleich und es ist das, welches mir paßt.“ Auf andere menschenfreundliche Fragen verweigerte er die Antwort und nöthigte die Zuschauer, seinen Laden zu verlassen.

Man sieht auf diesem Markte jetzt nur Neger. Negerinnen und einige Abyssinierinnen. Die weißen Schönen aus Circassien und Georgien werden immer seltener in Stambul, seitdem Rußland den Sklavenhandel auf dem Schwarzen Meere förmlich verboten hat. Man findet jetzt keine öffentlichen Plätze, zum Verkauf von Weisen bestimmt. Man versichert indessen, daß noch zuweilen Kanäle auf Adventure nach den Küsten des Schwarzen Meeres ausgehen, aber dies ist dort nur eine geheime Seeräuberei, ein Schmuggelhandel. Wenn man einen

Fang zurückbringt, so macht man ein Geheimniß daraus. Wegen dieser Seltenheit sind die Weisen jetzt sehr theuer. Für eine Georgierin werden bis 30,000 Piafter (2000 Rthlr.) bezahlt.

Wer sich für die Würde der Menschheit interessiert, muß der Russischen Regierung dafür danken, daß sie ernsthafte Maßregeln ergriffen hat, um diesem barbarischen Handel in Circassien und Georgien ein Ende zu machen. Es ist wahr, daß man in der Türkei mit der Sklaverei nicht dieselbe Idee verbindet, wie bei uns, denn man hat oft Minister der hohen Pforte gesehen und sieht solche noch, welche auf dem Bazar gekauft worden sind; aber es ist nicht weniger empörend, wenn man bei den Muselmännern gar keinen Abscheu vor diesem schrecklichen Handel sieht. Die Türken, welche einen so hohen Begriff von Gott haben, achten den Menschen sehr wenig. Der Islam hat die menschliche Größe vor der göttlichen verschwinden lassen; und hierin ist das Christenthum bewundernswerth.

(Türkische Justiz.) Auf den Höhen des kleinen Campo (Leichenfeldes), von wo man die Aussicht auf das goldene Horn und auf Stambul hat, wurde von türkischen Arbeitseuten ein Haus abgebrochen. Eine griechische Frau von 40 Jahren und ein schönes junges Mädchen weinten und baten die Türken, ihre Wohnung nicht zu zerstören; aber diese hörten nicht darauf. Ein französischer, seit 12 Jahren in Konstantinopel etablirter Kaufmann, der bei dieser Scene gegenwärtig war, erklärte die Sache folgendermaßen: „Diese Frau, welche Sie da sehen, ist Wittwe und diese junge Person ist ihre Tochter. Die arme Mutter hat sich heute geweigert, ihr Haus an einen Türken zu verkaufen, welcher dasselbe kaufen wollte. Auf diese Weigerung ist nun der Muselmänn mit den 8 Mauern gekommen, um das Haus abzubrechen, wie dies hier gewöhnlich geschieht. Dieser Tage hat ein englischer Arzt, welcher beim Serail angestellt ist, auch eine hübsche Wohnung niederreißen lassen, welche eine Armenierin ihm nicht verkaufen wollte. Fragen Sie mich nicht, ob die türkische Justiz solche Handlungen ungestraft läßt. Ein Türke oder ein Franke, welchen der Divan beschützt, kann sich des Eigentums eines Noye bemächtigen, ihm seine Wohnung zerstören, ohne daß dieser die geringste Hilfe gegen diese Handlung der Gewalt zu erwarten hat. Wenn es einem Türken beliebt, einen Noye zu tödten, so wird das Gesetz, welches ihn übrigens verdammt, nur ausgeführt; aber der geringste Schlag den ein Christ gegen einen Muselmänn führt, wird mit dem Tode bestraft.“ Es genügt, solche Züge zu erzählen, um einen Begriff von der muslimänischen Ungerechtigkeit gegen die armen Noyes zu geben.

In Europa hat man zuweilen den Sultan Mahmud II. mit Peter dem Großen verglichen, als wenn Mahmud auch selbst die Länder und Staaten des Westens durchreist hätte, um sie kennen zu lernen, um sich dort zum Soldaten, Diplomaten, Arbeiter zu bilden, um die höhere und die gemeine Gesellschaft zu studiren; mit Einem Worte, als wenn Mahmud nach dem Beispiele des Czars von Rußland, sich in Alles gemischt hätte, um dann in sein Land zurückzukehren und die Resultate seiner Reisen, seiner Erfahrungen, seines Nachdenkens zur politischen Wiedergeburt seines Volkes wirken zu lassen. Zwischen Mahmud und Peter dem Großen ist keine Vergleichung zu machen. Mahmud besaß ein edles und großmüthiges Herz; aber die tiefen Gedanken Peters des Großen — diese Gedanken, welche die Sitten und den Geist eines Volkes verändern könnten, — wohnten nicht in dem Kopfe des Sohnes von Abdul Hamed. Uebrigens würde das Genie der kühnsten Reformatoren nicht genügen, um bei den Türken die Grundsätze auszuröten,

welche ihnen von Kindheit an eingepflanzt sind. Die Vernichtung der Janitscharen, und der Derr-Bey's, alle Veränderungen, welche in 24 Jahren in der Türkei geschehen sind, waren nur die Resultate des kraftvollen Willens des Souverains. Was ist aber der Wille eines Einzelnen, wenn es darauf ankommt, gegen den Geist, die Sitten, die Religion eines Landes zu kämpfen? Die Versuche des Sultans Mahmud, um sein Reich umzuschaffen durch das Einpflanzen der Europäischen Civilisation, sind eine der größten Gefahren, eines der wahrsten Ursachen des Unglücks dieses in seiner Existenz so ganz erschaffenen ottomanischen Reiches. Wenn man in der Geschichte sieht, wie das türkische Reich entstanden, wie es vergrößert, wie es zum höchsten Grade seiner Macht gestiegen ist, so beurtheilt man leicht, was es mit der eingeführten Aufklärung, den Sitten und den Gewohnheiten Europas verloren hat. Ach! das Geschenk unserer Civilisation, welches der Sultan Mahmud, den Türken gemacht hat, wird für sie vielleicht das sein, was für Troja das berühmte Pferd des Gp. us war: man erinnert sich der bewaffneten Feinde, welche plötzlich seinen Seiten entstiegen, und man weiß ja das Unglück Troja's.

Und welche Ähnlichkeit giebt es zwischen den Russen, wie sie zu der Zeit waren, als Peter der Große ihre Civilisation unternahm, und den heutigen Türken? Keine! Peter hatte mit einem Volke in der Kindheit zu thun, mit einem Volke, völlig fremd den Dingen, die eine Nation bilden, vergrößern, befestigen; die Russen hatten keine glänzenden Erinnerungen, sie hatten sich noch durch keine Handlungen ausgezeichnet, welche ihnen den geringsten Strahl des Ruhmes in der Geschichte der Welt hätte geben können; es war mit Einem Worte ein ganz neues Volk, welches nur einen kraftvollen Nachhaber, nur einen großen und emsigen Geist erforderte, um es aufzuklären, zu befestigen, und es mit Glanz in die Reihe der ersten Völker der Erde zu stellen. Aber die Türken sind jetzt ein gealtertes Volk, ein Volk, welches mit seiner organisirten Barbarei Asien bezwungen und durch die Drohung seines gewaltsamen Eindringens Europa zittern gemacht hat; die Türken haben ihre Geschichte, ihre ruhmvolle Vergangenheit: sie sind groß und siegreich gewesen, als die Völker des Westens noch Barbaren waren; aber die Türken haben ihr Leben als Nation gelebt, ihre Bestimmung ist erfüllt. Zwischen den Russen zur Zeit Peters I. und den Türken zur Zeit Mahmuds II. erkennt man den Unterschied, welcher zwischen einer noch nicht gewordenen und einer geendeten Sache stattfindet; auf der einen Seite steht das Kind, welches kaum ins Leben getreten ist, dessen Geist, Seele, Charakter hervorgerufen und welches unterrichtet werden muß, damit es selbstständig seine Bestimmung erfülle; auf der anderen Seite steht der Greis, der seinen Weg mit den Sitten und dem Geiste seiner Väter gemacht hat, ein bis zur Grenze seines Lebens vorgeschrittener Mann, der weder sein Leben wieder anfangen, noch seine eigene Natur umwandeln kann, und der zu sterben verlangt, ohne mit den Bedingungen eines neuen Lebens belastet zu werden. Aber, wird man sagen, die alten Türken treten ab und eine neue Generation von Osmanlis kommt? Ja wohl! Aus dieser neuen Generation könnt Ihr ein Europäisches Volk machen; aber dann gebet ihnen auch das Evangelium statt des Korans. Die Kinder, welche als Muselmänner entstehen, werden alt geboren und diese Religion, welche seit 1300 Jahren Alles gethan hat, was sie thun konnte, verdammt heute zu einer Art moralischer Einsamkeit jeden Menschen, welcher unter seinen Gesetzen erlogen ist. Mit dem Islam werdet Ihr einen braven Mann machen können, aber nie einen nach Art des

Westens civilisirten Menschen. Zu verlangen, daß die Türken die Gesetze des christlichen Europa annehmen heißt, wie ein Griechisches Sprüchwort sagt: Sand spinnen wollen, um Tau davon zu machen!

Abdul Medschid, der Sklave des Ruhmwürdigen, und sein Bruder Abdub Japis, der Sklave des Lieblings, sind Beide in der Weichlichkeit des Serails erzogen. Ihre Lehrer waren Uemas und Imans und ihre Mitschüler junge Sklaven von ihrer Bedienung. Ein sehr ausgezeichnete und in der Kenntniß der orientalischen Sprachen erfahrener Gelehrter wollte die Erziehung Abdul Medschids übernehmen; er wurde gut empfangen und Sultan Mahmud war entschlossen, ihn in seinem Pallaste unter der Bedingung zuzulassen, daß er nur mit dem jungen Prinzen hinausgehen und keinen Briefwechsel nach Außen unterhalten dürfe. Alles war abgemacht; aber als der große Musti befragt wurde, gab er ein schönes Fetwa mit der Erklärung, daß ein Jüngling aus dem Blute Dsmans, der einst dem Thron der Kalifen bestimmt sei, keinen Giaur (Ungläubigen) zum Lehrer haben dürfe, und hiebei endete Alles.

Wenn der Sultan seinen Pallast verläßt, um sein Gebet in einer Moschee zu verrichten, empfängt ihn eine vorreffliche Musik, welche Italienische Gesänge spielt, an dem Thore; ein Spalier von zwei Reihen Soldaten umschließt den Weg, durch welchen er geht. Ungefähr dreißig Beamte vom höchsten Range begleiten ihn zu Pferde; darauf folgt ein Trupp junger Soldaten, Ischoglans genannt. Der Sultan ist europäisch gekleidet mit dem Faß, einer rothen Mütze, bedeckt mit einer Fluth von blauer Seide in langen Fäden. Er trägt einen weiten Mantel ohne Aermel, mit einem goldgestickten Krage. Das Pferd, welches er reitet, ist prächtig; die Decke dieses schönen Thieres ist geschmückt mit einer großen Menge Diamanten und verschiedenen Steinen, welche in den Strahlen der Sonne einen schimmernden Glanz verbreiten. Zuweilen erwarten den Kaiser Bittschriften auf seinem Wege; ein Beamter hat den Auftrag, sie in Empfang zu nehmen.

Eine Illumination in Konstantinopel ist etwas Wunderbares. Diese hohen Minarets, ganz bedeckt mit gestirnten Lampen, welche an den Himmel zu reichen und sich mit den Sternen zu mischen scheinen: diese Palläste am Bosphorus, geschmückt mit Gärten und mit erleuchteten Mondscheln: alles dieses bildet ein fantastisches Schauspiel, welches den Blick bezaubert.

Die Soldaten sind schlecht bekleidet. Man sieht in den Straßen, auf den Wachen von Per und Stambul Soldaten mit zerrissenen Beinkleidern und Jacken und mit Löchern in den Schuhen. Man lobt die Intelligenz und den Muth der Türkischen Soldaten und würde vorreffliche Truppen aus ihnen machen, wenn man ihnen gute Offiziere geben möchte. Die Pferde für die Armee sind alle schlecht. Die Türken sind vergraben in ihren alten Vorurtheilen; sie gleichen Thoren, welchen man einen schönen Weg zeigt, welche aber auf der schlechten Straße bleiben.

Wanderungen der Thiere.

Der Mensch reist und wandert aus sehr vielsartigen Ursachen. Bald treibt ihn Noth, bald Gesundheitspflege, bald Gewinnsucht, bald Langeweile, Neiz nach neuen Arten des Genusses, bald Neugierde oder Drang nach höherer Ausbildung. Wanderungen von Völkern hatten indeß nur Zwang, oder Erhaltung ihrer selbst zum Grunde; denn die Heerzüge der Weltbezwinger kommen hauptsächlich auf Rechnung der wahnsinnigen Ehrsucht des Anführers.

Das einzelne Thier verläßt aus freiem Willen höchst selten sein väterliches Gebiet. Eine Jagd kann zuweilen einen Bären oder einen Hirsch weit darüber hinaus treiben; auch hat man einzelne Vögel durch Sturm in sehr entfernte Gegenden verschlagen gefunden. Dagegen giebt es mehrere Ursachen, welche große Heere von Thieren zum Auswandern vermögen. Die Veränderung der Jahreszeiten treibt den Zugvogel vom Norden nach Süden, und umgekehrt, fort. Ohne Compaß, ohne Sternkunde führt ihn der Instinkt, von der Allmacht statt der Vernunft eingepflanzt, viele hundert Meilen gerade in die Länder, deren Temperatur ihm zuträglich ist; und eben dieser unbegreifliche Trieb führt ihn ohne Kalender und Rechnung zur geeigneten Jahreszeit von dort nach seinem Vaterlande zurück.

Die Quadrupeden (Säugethiere) verlassen aus mehreren Ursachen ihre Heimath. Mangel an

Nahrung setzt plötzlich Millionen Rattenarten in Marsch. In Sibirien trieb die in den Steppen eingefallene Dürre die wegen ihrer Reisen sogenannte Wanderratte in die Stadt Jaizkoi. Hier zogen sie in großen Zügen ein, und, sagt Pallas, besetzten nur die eine Seite der Stadt, ohne die Hauptstraße, welche diese in zwei Theile theilt, zu überschreiten.

Die Wanderungen des berühmtesten Wanderers dieses Geschlechts, des Lemming in Norwegen, haben wohl ähnliche Ursachen. Diese Thiere brechen aus den Klöten und Lappländischen Gebirgen in ungeheuren Heeren hervor, und wandern gegen den boreischen Meerbusen, welchen sie aber fast niemals erreichen. Ihr Marsch geht jedesmal bestimmt in breiten Zügen, und in gerader Linie vorwärts. Stellt sich ihnen ein Mensch entgegen, so suchen sie sich zwischen seinen Füßen durchzudrängen. Steht ein Heuschöber in ihrer Marschrouten, so kressen sie sich eine grade Straße hindurch, ohne ihre Linie zu verlieren. Findet sich aber ein für sie nicht bezwingliches Hinderniß, z. B. ein Berg, oder eine große Steinmasse, so wird nach einem vergeblichen Versuche, sie zu durchbringen, der Fels bis auf einen gewissen Punkt umgangen, aber ihre neue Marschlinie paßt sodann genau, wenn man sie durch das Gestein fortsetzte, an die erstere an. Eben so wenig unterbricht ein Fluß, ein See diese Wanderungslinie. Sie stürzen sich hinein und durchschwimmen ihn in eben derselben geraden Richtung; ja ein ihnen darauf in den Weg kommenden Fahrzeug erklettern sie, und ihre Marschrouten fängt an der entgegenseitigen Seite im Wasser genau in eben der Richtungslinie wiederum an. Ereignet es sich, daß sie auf ihrem Zuge Jungen werfen, so trägt das Weibchen eins davon im Maule, andere auf dem Rücken fort. Sie ernähren sich während des Zuges vom Grase, und man kann daher die Marschrouten durch die abgefressenen und niedergedretenen Kräuter erkennen. Die Wanderungen des Lemming sind indeß nicht jährlich, sie ereignen sich erst nach mehreren, oft nach 20 Jahren, und scheinen daher durch zu großen Anwachs der Individuen zu entstehen. Sie werden den Füchsen und Hasen und selbst den Hunden der Lappländer zur Beute.

Die Wanderungen der ökonomischen Maus (*Mus oeconomicus*) beschreibt uns Steller mit nicht minder lebhaften Farben. Wie die nomadischen Tartaren, sagt er, verlassen sie heerweise plötzlich ihre Heimath. Ganz Kamtschatka ist von ihnen auf einmal geräumt; ihm zufolge, aus einem Vorgefühl sehr nasser Jahre oder großer Ueberschwemmungen. Pallas hingegen nimmt hierzu die Ahnung eines dort so häufigen vulkanischen Ausbruchs oder Erdbebens an. Indes scheint oft wohl nur ihre übermäßige Volkszahl und der daher entstehende Nahrungsmangel die wahre Ursache; denn die um die Driftschäften lebenden Mäuse, welche sich leichter zu ernähren Gelegenheit haben, verlassen das Land nicht.

In großen Haufen versammeln sie sich schon im Frühjahr und wandern dann in ungeheuren Heeren fort. Der Zug übersteigt jeden Berg, stürzt sich in jeden Fluß und See, und läßt Tausende der schlechten Schwimmer oder Schwächeren als Wahrzeichen der großen Wanderung todt an dem jenseitigen Ufer zurück. Viele werden auch das Opfer gefräßigen Lachse und Wasservogel. Hat der große Zug die Wasserfahrt bestanden, so ruhen die Thiere sich aus, sonnen und trocknen sich. Sobald der Penschinskische Meerbusen erreicht ist, umgeben sie diesen, und ziehen stets nach Süden fort, so daß sie noch im Julius im Ochotskischen Gebiet an dem Indoman- und Ochota-Flusse anlangen. Welch ein unermesslicher Weg für ein kleines Thier, das noch kein Loth wiegt! Selbst nur von jenem Meerbusen an gerechnet, weit über 150 deutsche Meilen! Wer war ihr Wegweiser, wer ihr Führer, wer ihr Erhalter auf dieser gefährvollen Reise? denn ihre Menge ist so ungeheuer, daß das Heer oft zwei Stunden Weges einnimmt.

Wissenschaftliches.

* Geschwindigkeit des Lichts Das Licht pflanzt sich nicht augenblicklich, sondern allmählig fort, und braucht also zu seiner Fortbewegung einige Zeit. Nach Bradley's Bestimmungen beträgt die Zeit, die das Licht gebraucht, um durch den Durchmesser der Erdbahn zu kommen, 16 Minuten 15 Sekunden, daher es von der Sonne bis zu uns in 8 Minuten 7½ Sekunden gelangt. Diese Geschwindigkeit übertrifft jede andere Geschwindigkeit, die wir kennen. Sie ist 10,313 Mal größer,

als die, mit welcher die Erde um die Sonne läuft, und durchläuft in einer einzigen Secunde einen Weg von mehr als 40,000 Meilen, welcher die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel mehr als 1½ Millionenmal und die des Schalles beinahe 976,000 Mal übertrifft.

* Von allen französischen Gelehrten, welche dem Studium der orientalischen Sprachen sich widmen, hat keiner recht geläufig mit dem Gesandten von Nepaul conversiren können. In Paris lebt ein italienischer Abbé Namens Giovesio, von Geburt ein Piemontese, welcher sich seit vielen Jahren mit der Herausgabe der indostanischen Classiker befaßt. Davon unterrichtet, ließ der Gesandte von Nepaul ihn zu sich bitten. Der Abbé Giovesio, ein stiller bescheidener Mann, der nur für die Wissenschaft lebt, ließ sich nur mit Mühe bereben, den indischen Prinzen zu besuchen, und that es wirklich vor der Abreise des Prinzen. Gleich bei den ersten Phrasen konnte man auf dem Gesicht des indischen Prinzen die Verwunderung lesen, daß der Abbé Giovesio in dem hindostanischen Dialekt von Nepaul sich ebenso geläufig, als wäre es seine Muttersprache, ausdrückte, und eine Menge Stellen aus den gelehrtesten Werken des Hindostan citirte. Der Gesandte von Nepaul war darüber am Schlusse der Conversation so entzückt, daß er, da seine Reiseeffekten schon alle eingepackt waren, den Säbel, den er gewöhnlich trägt, vom Gürtel löste, und ihn dem Abbé Giovesio als Andenken verehrte. So erhielt der friedliche Abbé zum Geschenk jenen Säbel, mit welchem so viele Tiger erlegt worden sind, und mit welchem der Prinz Jungbobar seinen eigenen Ankel, der in einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Reichs von Nepaul verwickelt war, ermordet haben soll.

* Nationelle Methode, Fleisch zu kochen, Fleischbrühe zu bereiten und Fleisch einzupökeln. (Nach einer größeren Abhandlung vom Just. v. Liebig.) Durch das Kochen des Fleisches wird eine wesentliche Aenderung in seiner Zusammensetzung bewirkt, und es zeigt sich, daß das gekochte Fleisch, wenn es ohne die Fleischbrühe genossen wird, sich um so weniger zur Ernährung eignet, je größer die Wassermenge ist, und je länger das Kochen dauert, da alle schmeckenden und riechenden Bestandtheile des Fleisches im Wasser löslich sind und beim Kochen in die Fleischbrühe übergehen. Die Fleischfaser ist überall von einer Flüssigkeit umgeben, welche Eiweiß enthält, das beim Kochen gerinnt und bei hinreichender Menge verhindert, daß beim Kochen oder Braten das Fleisch hart wird; bei langem andauerndem Kochen wird aber auch das Eiweiß fester und die zarte Beschaffenheit des Fleisches verliert sich. Aus diesem Verhalten erklärt sich der Einfluß, den das heiße Wasser auf die Qualität des Fleisches ausübt. Wird das zur Speise bestimmte Fleisch in den Topf gethan, wenn sich das zur Speise befindliche Wasser in starkem Aufwallen befindet, und das Sieden unterhalten, alsdann so viel kaltes Wasser hineinschüttet, daß die Temperatur des Wassers auf 74 oder 70 Gr. herabgebracht wird und in dieser Temperatur einige Stunden erhalten, so hat man alle Bedingungen vereinigt, um dem Fleischstücke die zum Genuße geeignetste Beschaffenheit zu geben. — Bereitung von Fleischbrühe. Das Einbringen des Fleisches in kochendes Wasser ist für die Zubereitung das Beste, aber für die Qualität der Fleischbrühe das ungünstigste Verfahren. Wird es dagegen in kaltes Wasser gethan und dies allmählig ins Sieden gebracht, so treten die löslichen Bestandtheile des Fleisches in das Wasser und die Brühe gewinnt, was das Fleisch verliert, welches letztere zähe und hart wird und sowohl an seiner Ernährungsfähigkeit als an seiner Verdaulichkeit verliert, wenn es in diesem Zustande ohne Brühe genossen. Das beste Verfahren also, um in wenig Minuten die stärkste und kräftigste Fleischbrühe herzustellen, besteht darin, das feingehackte magere Fleisch mit seinem gleichen Gewichte kalten Wassers gleichförmig zu mischen, langsam damit zum Sieden zu erhitzen und nach minutenlangem Aufwallen auszupressen. Versetzt man die Flüssigkeit mit etwas Kochsalz und andern Gewürzen, welches man der Brühe gewöhnlich beizugeben pflegt, färbt sie auch wohl nach Befinden, so erhält man auf diese Weise die beste Fleischbrühe, welche sich aus einer gegebenen Menge bereiten läßt. Dämpft man diese Brühe bei einer niedrigen Temperatur ein, so erhält man einen Fleischextrakt von dunkelbrauner Farbe, von welchem 1 Loth hinreicht, um eine halbe Kanne Wasser in gute, wohlchmeckende Fleischbrühe zu verwandeln. Einpökeln von Fleisch. Es ist hinreichend bekannt, daß beim Einsalzen von Fleisch dasselbe mit Kochsalz eingetrichtert und bestreut wird, und daß sich

